

Jahrgang I.

No. 7.

Oktober 1911.

# KAIN

Zeitschrift für  
Menschlichkeit  
Herausgeber:

Erich Mühsam



**Inhalt:** Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-  
VERLAG zum ersten Male der

# Kain-Kalender

## für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vorn Heraus-  
geber des „Kain“, ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und hu-  
moristische Arbeiten in Prosa und  
Versen: Artikel, Glossen, lyrische und  
satyrische Gedichte, Aphorismen,  
Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das  
Einzel-Exemplar 1 Mark.

---

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buch-  
handlungen und der „KAIN-VERLAG“, München,  
Baaderstrasse 1a.

Jahrgang I  
No. 7.

München,  
Oktober 1911.

# KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

---

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a.

---

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.  
Mitarbeiter dankend verboten.

---

## Bebel †

August Bebel ist tot; im Alter von 71 Jahren an Entkräftung und Herzschwäche gestorben. Er lebt? — Er ist tot, sage ich euch, und es ist höchste Zeit, ihm den Nekrolog zu schreiben. In Jena hauchte er, am 14. September 1911, seine revolutionäre Seele aus, umringt von seinen Getreuen, die seine letzten Atemzüge, seine letzten Seufzer auffingen, um in ihrem Geiste weiterzuleben, weiterzukämpfen, weiterzuwursteln.

August Bebel war eine Kämpfernatur, — das soll ihm unbestritten bleiben. Er war ein Draufänger vom alten Schlage, einer der seine Ueberzeugung, sein Ideal und seine Sehnsucht hatte. Leidenschaftliches Temperament hatte er nicht, — das wäre zu viel gesagt. Aber er konnte es haben, wenn er wollte. Er konnte seine prächtige Beredsamkeit zu Ausbrüchen befeuern, dass es eine Lust war, ihn zu hören. Und, während er sprach, war Bebel immer ehrlich. Hatte er sein Temperament angekurbelt und liess es nun haltlos ablaufen, so glaubte er selbst jedes Wort, das ihm der Moment eingab, so hatte!

er keine Ahnung, dass er vorher ganz anders geredet hatte und nachher wieder ganz anders reden würde. Wer August Bebel je für einen überragend intelligenten Kopf gehalten hat, verkannte ihn durchaus. Er war nur ein eminent politischer Kopf. Seine Intelligenz erhob sich nie über das Niveau der durchschnittlichen Klugheit belehener Proletarier. Was ihn vor seinen werktätigen Standesgenossen auszeichnete, war ausschliesslich die Gabe der Beredsamkeit. Aber auch die musste man mit Vorsicht beurteilen. Sie beruhte nämlich keineswegs auf der Fülle einander überjagender Einfälle und Gedanken, auch nicht auf sonderlich geschickter Diktion oder sauberem Stil, sondern durchaus nur auf dem wundervollen hell-schallenden Organ des Mannes und auf der lebendigen Beweglichkeit seiner Gesten. Wer ihn hörte, wurde gepackt und oft erschüttert und mitgerissen. Las man nachher aber die Reden auf dem Druckpapier nach, da fand man nicht mehr viel vor von dem Feuer, der Begeisterung, der Ueberzeugungskraft des gesprochenen Wortes. Dann waren es meistens gar nicht besonders geschickt aufgebaute Sätze, aus denen die Rede bestand, aber viel Ausrufungszeichen, Fragezeichen, Schlagworte. Hinter denen stand zumeist: Bravo! Lebhafter Beifall! Stürmischer Beifall! — und man besann sich, dass die schlagkräftigen rhetorischen Wendungen immer am Ende einer Gedankenreihe erfolgten und auf diese Weise auf den nächsten Teil der Rede vorbereiteten. Auch die Aeusserungen, auf die Heiterkeit! und Stürmische Heiterkeit! folgte, erwiesen sich nachträglich bei der Lektüre als recht billige Witzchen und Anrempelungen, die gewiss keinen Humoristen zum Urheber hatten. Las man gar, was er geschrieben und dem Druck übergeben hatte, so stellte sich sein Stil als übeistes Zeitungsdeutsch heraus. Wer in fünfzigjähriger Schreibpraxis so wenig Sprachzucht gelernt hatte, war gewiss kein geistiges Phänomen.

Aber ein Politiker war Bebel. Er hatte stets den richtigen Instinkt dafür, wann er temperamentvolle Fan-

fahren zu schmettern und wann er in leidenschaftsloser Sachlichkeit zur Ruhe zu mahnen hatte. Der sächsische Drechslergeselle lebte in ihm bis zum Ende, und als sächsischer Drechslergeselle stand er den Dingen des Lebens, des öffentlichen Geschehens und der Partei gegenüber. Er empfand alle Vorgänge, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, ganz und gar als Proletarier, — das war das Geheimnis seiner unerhörten Popularität. Die Meinung, die er in Versammlungen, im Reichstag, auf den Parteitagen vertrat, war der Ausdruck der wirklichen Grundstimmung der sozialdemokratisch geleiteten Massen. Dieses in seiner Herkunft begründete Mitschwingen seines Geistes mit dem Fühlen und Denken der Millionen Proletarier gab ihm jederzeit die Sicherheit seines Auftretens, das im letzten Dezennium geradezu diktatorische Allüren annahm. In dieser absoluten Sicherheit seines jeweiligen Standpunktes war er sogar seinem vor ihm verstorbenen Genossen Paul Singer voraus, der sich tief in das Wesen der Arbeiterseele hineingearbeitet hatte und Bebel an Intelligenz weit überlegen war.

Was Bebel sagte, konnte man stets als den Ausdruck der jeweiligen Massennansicht annehmen. Er war ein Barometer der Stimmung unter den deutschen Arbeitern, und wenn er von Jahr zu Jahr einen revolutionären Grundsatz nach dem andern preisgab, so reproduzierte sich darin die Wirkung der marxischen Kathederweisheiten auf das Volksgemüt.

Die Aktionsfeindschaft des historischen Materialismus verurteilt den Marxisten zur Realpolitik, d. h. zum grundsatzlosen, zielvergessenen taktischen Manövrieren innerhalb der angefeindeten bestehenden Verhältnisse. Das revolutionäre sozialistische Prinzip musste bei der wachsenden Erkenntnis der von Marx inaugurierten Ideen bei der Masse zur Phrase werden, und wurde somit auch bei Bebel in immer steigendem Masse zur Phrase. Solange die Massen an ein Zukunftsideal glaubten, solange sie noch wähten, ihre Beteiligung am Kampf der politischen

Parteien müsse binnen kurzem zur Realisierung verschwommener sozialistischer Träume führen, solange war auch August Bebel der Fürsprecher eines radikalen Draufgängertums gewesen. Er konnte, wenn er Temperament einschaltete, geradezu fanatisch werden in seinem Zorn gegen die bürgerliche Gesellschaft und war am sympathischsten, wenn er einmal — ganz der Mann des Volkes und seines Wahns — den Blick für das Wirkliche total verlor und sein unklares Zukunftsstaats-Gebilde schon zum Greifen nahe gerückt sah. Das war der Bebel, der in der Geschichte fortleben wird und um dessen Tod auch wir trauern, die wir seine Wege nie gegangen sind: der für das Jahr 1898 den grossen Kladderadatsch prophezeite, der schwor, bis zum letzten Atemzuge der Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft bleiben zu wollen, der keine Bündnisse und keine Konzessionen wollte, der Draufgänger und couragierte Attackenreiter.

Als seine Haare weiss wurden, wandelte sich Bebel zum wägenden Taktiker. Denn inzwischen hatten die Diplomaten und Advokaten in der Partei Oberwasser bekommen, und die Massen fühlten sich regierungsfähig im kapitalistischen Staat. Bebel hatte so wenig wie das Gros der Arbeiterschaft die Kraft, sich dem Strudel des wohlfeilsten Reformers-Ehrgeizes zu entreissen. Er geriet mitten hinein in die kleinbürgerliche Tagespolitisererei, die seine Krankheit wurde und seinen Tod herbeiführte.

Von 1867 bis 1911 — welch ein Niedergang! Der hartköpfige Revolutionär, der Verfolgungen, Gefängnisstrafen, Bedrückungen aller Art auf sich nimmt; dann der Wortführer des Volks, wo es um ernste Dinge geht, der drohende Wächter über kümmerliche Rechte; und endlich der General belfernder Gernegrösse, staatlich konzessionierter Umstürzler, allerdevotester Opponenten!

Seit Bebel im Reichstag erklärt hatte, wenn einst die Grenzen des Deutschen Reiches bedroht wären, würde er selbst das Gewehr über seinen alten Buckel laden und mitmarschieren gegen den Feind, war das Ende voraus-

zusehen. Mit der Marokko-Rede in Jena hat der alte Revolutionär ausgeröchelt. Da hat Bebel vor dem Imperialismus glatt kapituliert. Wer sich noch schämen kann, erröte!

Erinnert man sich, wie Bebel in früheren Jahren über alle Kolonialpolitik urteilte? Als es um die Boxer-, um die Hererokämpfe ging, äusserte er Ansichten, die den hier vor einem Monat entwickelten gar nicht sehr unähnlich waren. In Jena aber führte Bebel aus:

„Nun soll gar nicht bestritten werden, dass Marokko zu denjenigen Ländern gehört, die bei vernünftiger Wirtschaft einer grossen Entwicklung fähig sind, dass, wenn in der Tat mit den geeigneten Mitteln, gegen die wir auch, wenn sie die rechten wären, nichts einzuwenden hätten, die Kolonisation Marokkos betrieben würde, der Handelsverkehr gewaltig stiege und damit auch grosse Vorteile für Deutschlands Handel in Aussicht ständen. Das eine glaube ich aber in erster Linie postulieren zu müssen: Wir Sozialdemokraten, die wir der ganzen Marokkopolitik . . . . feindlich gegenüberstehen, und wie sie jetzt betrieben wird, feindlich gegenüberstehen müssen, wir haben das natürliche Verlangen, dass Deutschlands Handel und Deutschlands industrielle Entwicklung unter den gleichen Bedingungen in Marokko sich vollziehen kann, wie die jedes anderen Staates (lebhaft Zustimmung), dass also alle Staaten unter voller Gleichberechtigung in Marokko ihre Interessen verfechten dürfen, dass keiner dem andern vorgezogen wird, keiner seine Stellung missbraucht, um die andern zurückzudrängen, wie man das ja — und das ist die Hauptursache des Konflikts — der französischen Regierung vorwirft, indem sie die Bestrebungen deutscher Interessenten, in Marokko Fuss zu fassen und dort Ausbeutungsinstitutionen zu schaffen, hintanzuhalten sucht.“

Herr Bebel wendet sich also gegen die Art, wie Marokko kolonisiert werden soll. Gegen „geeignete Mit-

tel" zur Kolonisation des Landes, „wenn sie die rechten wären", hat er nichts einzuwenden. Amüsant ist, dass in der gleichen Woche, in der diese Rede gehalten wurde, der auch in Jena wieder von Bebel angerüpelte Maximilian Harden in seine „Zukunft" einen Artikel „Weh dem Sieger!" schrieb, worin Deutschlands Ansprüche in Marokko energisch bestritten werden. Bebels Patriotismus stellt also den des Patrioten Harden in der Marokko-Angelegenheit weit in den Schatten.

Aber die Bebeische Verbeugung vor den alldeutschen Expansionspolitikern war wohl notwendig, um das Bekenntnis vorzubereiten, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht gesonnen sei, wirksame Massnahmen gegen den Ausbruch eines Krieges zu veranstalten. Bebel legte dieses Bekenntnis ab, indem er in sehr aggressiver Weise gegen die Aktion eines Massenstreiks polemisierte. Er machte das so, dass er die Situation eines Landes schilderte, das sich im Kriegszustande befindet, und deduzierte alsdann folgendermassen:

„Die Preise der Lebensmittel erreichen eine unerschwingliche Höhe, obwohl sie heute schon kaum erschwinglich sind. Dann aber wird das die allgemeine Hungersnot tatsächlich bedeuten. Was glaubt man denn, was aus einer derartigen Situation entsteht? Da fragen die Massen nicht nach Massenstreik. (Lebhafter Beifall.) Da schreien sie nicht nach dem Massenstreik, da schreien sie nach Arbeit und Brot, (stürmische Zustimmung) — so liegen die Dinge —, nach Arbeit und Brot, die mit Ausnahme der Industrien und Gewerbe, die direkt am Kriege interessiert sind, niemand ihnen bieten kann."

Sehr richtig, Herr Bebel! So wird es aussehen, wenn eure lotterhafte Geschäftspolitik den Krieg nicht zu verhindern gewusst hat, wenn ihr in eurer sträflichen Angst vor dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit euch zu keinen kräftigeren Entschlüssen aufraffen könnt, als zu leeren phrasenklingenden Resolutionen, in denen ihr den Krieg



wie weiland Homer „männermordend“ nennt, und erwartet, „dass insbesondere die deutsche Arbeiterklasse jedes mögliche Mittel anwendet, um einen Weltkrieg zu verhindern“. Von dem einzig möglichen Mittel aber wollt ihr nichts wissen.

Herr Dr. David aus Mainz musste nach der schönen Rede Bebels, die das Entzücken aller liberalen Lesepapiere bewirkte, schleunigst einen Antrag auf Schluss der Debatte einbringen, damit Dr. Liebknecht verhindert wurde, die peinliche Frage zu stellen, was für Aktionen denn nun eigentlich gleich erfolgen sollten. Die „Harmonie“ durfte nicht gestört werden. Denn sonst hätte der ganze Zweck der Uebung durchkreuzt werden können.

Welcher Zweck? Sich für die in vier Monaten steigende Reichstagswahl den patriotischen Spiessern freundlichst empfohlen zu halten!

Der sich zu diesem widrigen Manöver hergab, war August Bebel, der alte Bebel, der keine Konzessionen machi“ und mit dem Kopf durch die Wand geht.

August Bebel ist tot. Klappt den Sargdeckel zu!

---

## Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

So lange dauerte es kaum, als der Aufseher mir zwei grosso Decken und zwei Ueberzüge in die Zelle brachte, mit dem Bemerken, ich möge nun das Bett überziehen. Ich entdeckte jetzt, dass die Kette, mit der das Lager an der Wand befestigt war, nur über einen Haken geschoben war, und indem ich alle Leibeskraft zusammennahm, gelang es mir denn auch, sie davon loszumachen, sodass ich mich nun gegen das schwere Gestell zu stemmen hatte, damit es nicht mit aller Macht mir auf die Kniescheibe falle. Jetzt musste ich etwas sehr Trauriges erleben. Der Tisch und die Bank war nämlich heruntergelassen, und es stellte sich heraus, dass das Bett nicht aufgeschlagen werden konnte, solange das der Fall war, weil es mit dem Tisch karambolierte. Ich hob also das Bett mit grosser Anstrengung wieder empor und bemühte mich, es so lange mit der Hand festzuhalten, bis der Tisch an die gegenüberliegende Wand geklappt war. Etliche Male musste ich

den Versuch erneuern, endlich glückte er, und ich liess das Bett langsam niedergleiten, bis dessen Platte plötzlich auf der Bank festsass. Selbst die schmale Bank hatte zwischen dem schmalen Bett und der Wand keinen Platz mehr. Diesmal genügte aber ein kleiner Anhub, um die karambolierenden Möbel aneinander vorbeizubringen, und dann stellte sich die erfreuliche Erscheinung heraus, dass die Bank zugleich mit dem Bett niedergelassen, gerade auf dem Bettrand lag, also eine natürliche direkte Verbindung vom Bett zur Wand schuf. Ich vergegenwärtigte mir, was für eine sympathische Beschäftigung es sein müsste, wenn ich im Bett läge und von dort aus kleine Steinkugeln, die die Berliner Jungens „Murmeln“ nennen und die bei uns in Lübeck „Picker“ hiessen, gegen die Wand kollern Hesse. — Es war mir gelungen, das Bett aufzuschlagen, und ich besah jetzt das Material, mit dem ich es ausschmücken sollte. Da war ein kleiner eckiger bräunlicher Linnenüberzug, der, wie mir schien, ganz die Fassung des Keilkissens hatte. Ich experimentierte damit eine Weile, und schliesslich gelang es mir wirklich, das Keilkissen in den Ueberzug hineinzuzuquetschen, dass es wie angegossen sass. Und dann war da ein mächtigen leinener blaukarrierter Ueberzug, den ich mit einiger Angst betrachtete. Erst meinte ich, dass man damit wohl eine der Decken überziehen müsse, sah aber ein, dass dafür der Bezug viel zu gross sei. So entschloss ich mich denn, die Matratze in das Ding hineinzupferchen. Ich nahm sie vom Bettstell ab und lief bald an das Kopfende, bald an das Fussende, um zu probieren, ob ich sie nicht in den offenen Rachen des blauen Bettbezuges schieben könnte. So ging es nicht. Ich legte nun die Matratze dahin, wohin sie gehörte und zog mit dem Ueberzug gegen sie zu Felde. Es war äussert schwierig. Aber mir kam ein genialer Einfall. Ich drehte das blaue Zeug um und zog es nun der Matratze von unten herauf an den Leib wie man Kindern Strümpfe anzieht. Zwar rutschte die Matratze dabei immer mehr von der Bettstelle ab und schob mich zurück, aber als ich endlich rücklings auf den Deckelknopf des „Leibstuhls“ zu sitzen kam, da hatte die Tugend gesiegt und die Matratze war in ein blaukarriertes Kleid gehüllt. Ich schob sie, stolz auf mein geglücktes Werk, an ihren Platz zurück, legte das Keilkissen oben darauf und packte die beiden Decken darüber. Nun mochte kommen, was wollte: mein Nachtlager war in Ordnung. — Der Aufseher kam, fragte, ob ich fertig sei. und ich zeigte ihm, sehr mit mir zufrieden, das Resultat meiner Tätigkeit. Der Mann sah mich von der Seite an, lächelte vergnügt, ging dann zur Thür und rief hinaus: „Giesmann!“ — Giesmann kam. Ein blondbärtiger Berliner Arbeiter im Sträflingsanzug. „Machen Sie das mal in Ordnung“, wies ihn der Beamte an und verliess die Zelle. Giesmann schmunzelte: „Sie sind sone Ar-beeten woll nich gewöhnt?“ — Damit schmiss er Decken und Keil-

lassen vom Bett herunter und pellte mit grosser Behendigkeit die Matratze aus dem Ueberzug wieder heraus, in den ich sie eben mit so viel Liebe und Anstrengung hineingezogen hatte. Ich sah recht wehmütig zu. Nackt wie sie gewesen war, legte er die Matratze zurück, prüfte die beiden Keilkissen, das er in seinem Ueberzug anerkannte und legte die beiden Decken sehr sorgfältig übereinander. Dann kniffte er sie an einer Seite ein und schob mit kaum glaublicher Geschicklichkeit den blauen Ueberzug über beide Decken zugleich. Unterdessen unterhielt es sich sogar noch mit mir, fragte mich, warum ich hier sei und erzählte, dass man ihn wegen verbotenen Drehorgelspielens zu vier Monaten Gefängnis verknackt hätte, die Mitte November abgebusst seien. Ich wunderte mich über die hohe Strafe wegen des geringfügigen Vergehens. Er erklärte mir aber, dass er zum 36. Male dafür bestraft sei. Es gibt doch konsequente Naturen, dachte ich mir. — Mit diesem Giesmann bin ich inzwischen vertrauter geworden. Er wird im Gefängnis damit beschäftigt, die Korridore und gemeinsamen Räume täglich zu säubern (wofür er pro Tag 15 Pfennige erhält, nicht mehr und nicht weniger). Es hat sich allmählich die stillschweigende Gewohnheit herausgebildet, dass Giesmann auch meine Zelle in Ordnung hält. Seit ich Selbstbeköstigung habe, kriegt er dafür den Kaffeezucker und die Bierreste, und wenn ich einmal rauchen darf, den Zigarrenstummel.

Nachdem Giesmann mein Bett in Ordnung gebracht und mich wieder allein gelassen hatte, die Tür vom Aufseher auch wieder abgeschlossen war, führte ich von neuem meine melancholischen Gedanken spazieren. Jetzt, sagte ich mir, sammeln sich die Getreuen im Cafe Monopol, greifen nach den Abendblättern, die wahrscheinlich voll erstunkener Mordsgeschichten sind, und fragen sich: Ist der Mühsam wirklich beteiligt an der Dynamitgeschichte? — leih kann es mir nicht denken. — Na, ich hab's immer gesagt, dass man ihm mit dem Vorwurf der Harmlosigkeit unrecht tut. — Aber wie konnte er das bloss von hier aus dirigieren? — Oh, nichts leichter als das. Brieflich lässt sich viel machen. — Immerhin, dass er sich in so gefährliche Geschichten einlassen würde— —. Ich bin überzeugt, dass er von allem wusste; aber er wird sich schon geschickt herauslügen. — So, dacht' ich, werden sie wohl über mich sprechen, die, die mir wohlwollen. Und ich sass nun hier einsam in der Gefängniszelle, in der es langsam dämmerig wurde und wusste nicht, wofür. Ich überdachte noch einmal den Sinn der Paragraphen, und da stieg mir eine Kerze auf. Das ist ein Schlag gegen den Sozialistischen Bund! Morax zeichnete als Gruppenwart und sitzt in Neudeck unter dem Verdacht, die Bombensache mitgemacht zu haben. Ich war der erste, der den S. B. in München agitiert hat; ich habe in den Sitzungen der Gruppe Tat fast immer allein das Wort geführt:

„Stifter und Vorsteher!“ — Kommt hinzu, dass ich den Versuch machte, die Kunden, das „Lumpenproletariat“, den „fünften Stand“ für unsere Sache zu gewinnen, — nichts klarer als das: für den Bombenwurf hat der Mühsam in seiner Gruppe Stimmung gemacht : §§ 128, 129! (Fortsetzung folgt.)

---

## Münchener Theater.

Ueber das Grundsätzliche der Volksfestspiele soll im Kain-Kalender gesprochen werden. Hier sei eine Bewertung der Proben versucht, die Reinhardt in diesem Sommer den Münchnern bot. Zunächst will ich unter Vorbehalt vieler Einwände im Einzelnen gegenüber den Angriffen, denen Max Reinhardt gerade jetzt wieder selbst von bisher freundlichen Seiten ausgesetzt ist, bekennen, dass mir seine Experimente in der Musikfesthalle des Ausstellungsparkes überaus wertvoll sind, und dass mir alle Verdächtigungen seines künstlerischen Willens ungerecht, oberflächlich und kleinlich erscheinen.

Es kommt darauf an, vor grossen Menschenmengen wirksam Theater zu spielen. Dazu reichen die vorhandenen Bühnen nicht aus. Auch die bisher publizierten Projekte für neue Theaterbauten — ich erinnere an das Rohe-Zehe'sche — lösen die Frage nicht, wie das moderne Komödienhaus beschaffen sein muss, um fünftausend Personen genügend Platz und annähernd gleichmässig gute Hör- und Sehmöglichkeit zu bieten. Es gab keinen Ausweg: man musste nach dem Beispiel der Alten das Amphitheater bevorzugen. Da wir hingegen in anderem Klima leben, als die Athener, da sich ferner seit Sophokles und Aeschylos die Nerven des theaterliebenden Publikums auf wesentlich gewandelte Reizungen eingestellt haben, und die durch Schalltrichter gesprochenen Reden der Darsteller nicht mehr künstlerisch, gemessen könnten, so musste man den geschlossenen Raum suchen, der das Agieren zu Füssen der Zuschauer gestattet. In München fand sich die sehr geeignete Musikfesthalle, deren Halbkreis-Form sowohl die Benutzung einer Bühne wie der Arena ermöglicht. Anderswo musste Reinhardt *faute de mieux* im Zirkus spielen, und nun ging das Geschrei, er sei ein Sensationsmacher, noch lauter los als schon vorher. Wir haben es im vorigen Jahre nach der Aufführung des „König Oedipus“ erlebt; wir werden es in diesem Jahre nach der „Orestie“ erst recht erleben, obwohl sich doch Herr Ferdinand Bonn um die Verdeutlichung des Unterschiedes zwischen Kunst und Spektakel hinlänglich verdient gemacht hat.

Die Entrüstung der Kulturhüter eifert in Sonderheit gegen das Massenaufgebot der Mitwirkenden. Auch dieser Entrüstung kann der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. Die Einrichtung des Arena-Theaters bringt es mit sich, dass die Gruppierung

der Zuschauer rund um die Szene zum Bilde der Aufführung erheblich mitwirkt. Es wäre daher ein Stilfehler grösster Art, wenn sich die Zahl der Darsteller auf das durch die räumliche Begrenztheit der Podium-Bühne bedingte Minimum beschränkte. Die Affichierung der tausend Mitwirkenden an den Münchener Plakatsäulen ging zwar auch mir sehr gegen den Geschmack, auf die Riesenchöre selbst aber hätte ich bei der Umfänglichkeit des Raumes und bei der Umgrenzung der Szene durch die bis zum Dach der Halle gedrängte Zuschauermenge nicht verzichten mögen . . .

Ob die Wahl der „Orestie“ zum Volks-Festspiel glücklich war, darüber wird sich streiten lassen. Es lag nahe, bei der szenischen Benutzung des antiken Vorbildes auch im Repertoire an die Antike anzuschliessen. Kommt hinzu, dass im vorigen Jahre der „König Oedipus“ des Sophokles — mit grossem Recht — ungeheueren Erfolg hatte. Die Versuchung, danach die „Orestie“ zu inszenieren, ist also sehr begreiflich. Aber das Werk des Aeschylos erfüllt die Bedingungen der Massenwirkung auf unsere Zeitgenossen nicht entfernt in dem Masse, wie das des Sophokles. Im „König Oedipus“ ist einheitliche, gedrungene Handlung von packendster, sich stetig steigender Tragik. Das Volk (also die Chöre) ist in den dramatischen Konflikt engstens verstrickt, denn es büsst die Schuld des Königs durch die Seuche und greift nun anklagend und rettungsheischend direkt in die Handlung ein. Da gibt es grosse und für die Wirkung der Tragödie durchaus notwendige Aufgaben für den Regisseur. Die Bewegung der grossen Chöre ist ein wichtiges Erfordernis, um die mächtigste Schicksalstragödie aller Zeiten im Zuschauer lebendig zu machen. Die Wahl dieses Dramas zur Aufführung im „Theater der Fünftausend“ war also von selbst gegeben.

Ganz anders ist es bei der aus drei getrennten Stücken bestehenden „Orestie“. Das ist eine Aufzeigung der blutrünstigen Ereignisse, die sich im Hause Agamemnons nach seiner Heimkehr aus dem trojanischen Kriege abspielen. Ein Familien- und Ehebruch-Drama, das nicht in die Entladung katastrophischer Spannungen mündet, sondern eigentlich in abstrakte politische und philosophische Erörterungen. Die Auseinandersetzung über die rechte Gestaltung der athenischen Gerichtsbarkeit geht uns heutzutage nur noch recht wenig an, und über die Entschuldigung des Muttermordes, zu der Apollo seine göttliche Kollegin Pallas Athene bemüht, deren Herkunft aus Jupiters Schädel beweise, dass es nur eines Vaters aber keiner Mutter zum Dasein bedürfe, kann man bei allem Respekt vor Aeschylos doch bloss lächeln, wenn man ein Mensch unserer um das Mutterrecht kämpfenden Tage ist.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Wesentlichkeit im „König Oedipus“ haben die Chöre in der „Orestie“ nur teils dekorative, teils symbo-

lisch-allegorische Bedeutung. Weder die Schar um ihre angestammte Dynastie besorgter Greise, noch das mit Agamemnon einziehende Heer haben letzten Endes mehr zu tun, als für den Verlauf der Begebenheiten die Stichworte abzugeben, und die Erinnyen sind, nüchtern betrachtet, doch lediglich die personifizierten Qualen des bösen Gewissens.

Der Versuch, die „Orestie“ als Ganzes für unsere Nerven auf dem Theater geniessbar zu machen, musste also missglücken. Was in dauernder Erinnerung haftet, sind Einzelheiten, zum Teil sehr schöne, herrliche Einzelheiten. Prachtvoll war der Einzug Agamemnons im ersten Teil der Trilogie im vierspännigen Streitwagen, schauerlich grossartig im dritten Teil das heuschreckenhafte schleichende Ueberfluten der Szene mit den schwarzverhüllten, geduckten Gestalten der Eumeniden. Hier gab Reinhardt Beispiele von seinem unerhörten Können als Theaterstrategie. Andere Szenen misslangen dagegen völlig. Dass Orestes seine Mütter die ganze mächtige Freitreppe hinunterzerrt, sie durch die ganze Arena schleift, rüttelt, zaust, wieder zurück schleppt, die hohe Treppe hinaufpeinigt, um sie dann Schliesslich hinter der Szene umzubringen, muss als unverantwortliche Geschmacklosigkeit bezeichnet werden. Schlimm war auch der Schluss des letzten Teils, wie es überhaupt schien, als ob Reinhardts Energie zum Ende hin erlahmt wäre. Bei der geringen Zahl von Proben dürfte er seine Aufmerksamkeit zu sehr auf den Anfang konzentriert haben, sodass manche Szenen zum Schluss hin salopp ausfielen. Dass bei dem Klagegeschrei der Erinnyen manche Damen allzu häufig mit der Stimme überkippten, mag bei der schwierigen Akustik der grossen Halle entschuldbar sein, — aber der polonaisehafte Aufmarsch der tausend Mitwirkenden als Endakkord der ganzen Veranstaltung wirkte operettenhaft und lächerlich.

Die Einzeldarsteller der grossen Rollen sind ausser dem Herrn, der den Aegisthos zu gestalten hatte, einem geckenhaften Schreier, durchweg zu loben. Diegelmanns riesige Gestalt unterstützte wirksam die königliche Würde seines Agamemnon. Die Klytemnästra war bei Frau Feldhammer vortrefflich untergebracht. Ihr Organ ist etwas hart, aber ihre Gesten und ihre majestätische Sicherheit, besonders in der Szene, in der sie sich als Mörderin ihres Gatten bekennt und stolz für ihre Tat einsteht, geben ihr Artlagen zur grossen Tragödin. Moïssis Orestes war wundervoll. Seine Stimme ist Musik, in der Leidenschaft wie schmetternde Trompete, aber auch im Flüstern noch in den letzten Winkel der gewaltigen Halle hinein hörbar und verständlich. Neben ihm hatte es Johanna Terwin sehr schwer, die Elektra zu spielen. Während ihrer einzigen Szene war das Theater verdunkelt, und um sie herum stand der Frauenchor, sodass man sie nicht sah. Moïssi, der einzige den man auch im Finstern versteht war ihr Partner.

Trotzdem gelang es ihr, in Momenten zu fesseln und echte Empfindung mitzuteilen. \*) Dass einige kluge Leute ihre Auffassung nicht richtig fanden, war nicht Frl. Terwins Schuld. Die assoziierten nämlich an den Namen Elektra die Vorstellung einer Hoffmannsthalschen Hysterikerin; hätten sie sich eine Uebersetzung der „Orestie“ durchgelesen, so wüssten sie, dass die Elektra des Aeschylos ein gefühlvolles junges Mädchen ist, und so wurde sie auch gespielt. — Die köstlichste Gabe bot Gertrud Eysoldt als Cassandra. In ihr verkörpert sich für mich alle Schauspielkunst. Hier ist restlose Genialität, innigste Verschmelzung von Sein und Gestaltung. Unbeweglich, den Kopf verborgen, kauerte sie auf des Königs Wagen, richtete sich dann langsam auf, breitete plötzlich die Arme weit auseinander und stiess in gellender Verzweiflung heraus, was ihre verhängnisvolle Sehergabe sie schauen liess. Nie sah ich Angst und Entsetzen so wahr und so ohne Pose im Ausdruck eines Menschen, wie bei dieser unvergleichlichen Schauspielerin. Gesicht, Haltung und Stimme spiegelten das visionäre Erleben in Kassandras Seele. Wie sie dann hinaufschritt zum Hause, dem Tode entgegen, selig und gepeinigt zugleich, da war es wie unirdischer Rhythmus in ihrem Gange und das Wunderbare und Mythische wurde augenscheinliche Lebendigkeit. — Ich glaube nicht, dass es über Gertrud Eysoldt hinaus schauspielerische Möglichkeiten gibt. Wäre ausser ihr an der „Orestie“-Aufführung nichts gewesen, was hätte gelobt worden dürfen, so wäre doch um ihrer Cassandra willen kein Aufwand umsonst vertan. Freuen wir uns, dass das verfehlt Unterfangen, das tote Werk zum Leben zu wecken, uns Gelegenheit gab, so viel lebendige Kunst am Werk zu sehen.

---

Ein paar Worte zu „Orpheus in der Unterwelt“. — Das sollte eine Art Satyrspiel nach der Tragödie sein. Ich habe aber den Verdacht, Offenbachs Operette wäre der „Orestie“ auch gefolgt, wenn die Alten nicht nach Sophokles stets dem Aristophanes das Wort gegeben hätten.

Reinhardt hat schon vor fünf Jahren den „Orpheus“ im Deutschen Theater in Berlin gegeben. Ich sah ihn auch damals, und — ehrlich gesprochen: er gefiel mir in Berlin besser als in München, obwohl dort die schönen Gesangsstimmen des Fräuleins Jeritza und des Herrn Ritter nicht zur Verfügung standen, und obwohl der Wiener Jupiter des Herrn Pallenberg noch besser, lustiger, erfindungsreicher war als der Berliner Jupiter des verstorbenen Engels.

---

\*) Johanna Terwin spielte am 30. September zum letzten Male am Münchener Hoftheater. Es ist in Ordnung, bei dieser Gelegenheit eine kritische Charakteristik der ausgezeichneten jungen Künstlerin zu geben. Der Raum dieses Heftes zwingt mich leider, die Leser damit bis zur nächsten Nummer zu vertrösten.

Aber das Stück mit seinen vielen köstlichen intimen Reizen gehört auf die Bühne und nicht in die Arena. Der grosse Raum verschluckt die besten Wirkungen. Gewiss gelang manches ganz famos. Der Dreietagenbau von Olymp, Erde und Unterwelt war sehr hübsch, besonders prächtig die Inszenierung der Göttergemütlichkeit im Olymp. Auch kam die Musik bei dem geschickt in den Fussboden eingebauten Orchester durchaus zu ihrem Recht, zumal unter Herrn von Zemlinskys Leitung die prachtvollen Melodien ausserordentlich flott herauskamen. Die Aufführung selbst war im ganzen recht gut. — Und doch: es war nicht das Rechte. Man hatte das Gefühl, hier geschieht Offenbach Unrecht. Das Kapriziöse, Launige und das Rührende des Werkes kamen zu kurz.

Das Repertoire wird für diese Aufführungen im Grossen noch lange ein Schmerzenskind sein. Wie wäre es mit „Carmen“?

---

## Bemerkungen.

**Kiew.** Zar Nikolaus hat Gelegenheit gehabt, sich durch Augen- und Ohrenschein persönlich davon zu überzeugen, dass die Revolution, die er im Blute der Rebellen ersoffen wähnte, noch frischen Atem hat. Den getreuen Diener, der zur Leitung der Contre-revolution berufen war und sein Amt nüchtern, korrekt und ohne hemmenden Respekt vor Menschenleben und Volkswillen versah, hat man seiner Majestät in die Theaterloge zu Kiew Allerhöchst zu Füssen gelegt. Die Herren Marxisten haben bereits erklärt, dass sie jeden Gewaltakt durchaus verwerfen und alles der natürlichen Entwicklung der Dinge überlassen möchten. Der Schuss aus Bagrows Revolver mag für sie ein neuer Beweis dafür sein, dass sie mit allen ihren Bremsvorrichtungen an der natürlichen Entwicklung der Dinge nichts zu ändern vermögen. Die russische Revolution ist trotz der Plechanow-Fraktion der Duma nicht beendet, sondern steht noch in den Anfängen. Sie wird dauern, bis der Absolutismus wirklich beseitigt sein wird und auch dann nicht aufhören, ehe nicht die agrarische Feudalherrschaft gestürzt und eine menschenmögliche Einteilung des Ackerbesitzers erreicht ist. Die Hinrichtung Stolypins durch Bagrow und Bagrows durch Stolypins Funktionäre scheint das Signal zu neuem Anmarsch auf dem Wege der Revolution zu sein.

Das Charakterbild Bagrows tritt aus den Zeitungsnachrichten nicht deutlich hervor. Dass er mit der verworfenen Horde, die in Russland unter dem Namen politische Polizei über die Gesinnungsreinheit der Menschen wacht, Verbindung hatte, scheint ja der Fall zu sein. Wie weit er die Verräterei gegen seine Freunde trieb, lässt sich vorläufig nicht übersehen. Da er eben sein Leben für die Sache der Freiheit gelassen hat, mögen psychologische Erörterungen beiseite bleiben. Sicher ist, dass das schwere Werk, das er auf sich nahm und mit erstaunlichem Mut ausführte, nur in heiliger Begeisterung für eine Idee reifen konnte. Bagrow hat sich mit seiner Tat auf das Vernehmlichste aus der Gemeinschaft des Lockspitzel-Gesindels, auf dem die Sicherheit des russischen Staates beruht, losgesagt,



er hat, was er vorher gefehlt haben mag, mit dem' Tode bezahlt, und darum soll sein Name im Gedächtnis freiheitlicher Menschen in Ehren fortleben.

---

**Wien.** Es soll mal wieder der Mob, der Janhagel, das Gesindel gewesen sein. Wir kennen das schon: wo ernste Dinge geschehen, werden wegwerfende Ausdrücke herangeholt, um sie verächtlich zu machen. Die Tatsache ist die, dass zugunsten begüterter Spekulanten Steuern, Zölle, Grenzsperrungen dekretiert wurden, die das Volk nicht mehr ertragen konnte. Teuerungen sind nämlich kein politisches Manöver, sondern höllisch reale Wirtschafts-Erscheinungen. Die daran am eigenen Leibe und an dem ihrer Frauen und ihrer Kinder leiden, gehen eines Tages auf die Strasse und fordern Brot von denen, die es ihnen nahmen. Die jagen uniformierte Söhne der Hungernden mit Flinten und Säbeln zwischen sie, und am Ende gibt es Leichen, Verwundete, Gefangene und Kerkerstrafen bei denen, die es nicht mehr ertragen konnten. Die Fürsprecher und Vertreter des Volkes aber, die zwar den Staat aus Leibeskräften bekämpfen, sich aber mit noch grösserer Inbrunst an seiner Verwaltung beteiligen, fürchten für ihr Prestige bei den ruhebedürftigen Bürgern und somit für ihr Parlamentsmandat und erklären: Dass Fenster eingeschmissen, Steine auf die Soldaten geworfen, geschimpft und gejoht wurde, dafür kann das Volk nichts; das war der Mob, der Janhagel, das Gesindel. Damit ist dann der Staat, der in die demonstrierende Menge hineinschiessen liess, gerechtfertigt. Die Huren, die alles der Geschichtsentwicklung überlassen wollen, und die so fein zwischen der Ober- und der Unterschicht des „Volkes“ zu unterscheiden wissen, haben aus der Geschichte gar nichts gelernt. Sonst wüssten sie, dass die beste Kriegsmannschaft der französischen Revolution die Sansculottes waren. Wer grosse Massen demonstrativ auf die Strassen führt, muss voraussehen, dass sie sich nicht mit mageren Resolutionen abpeisen lassen, und dass Leute unter ihnen sind, deren Elend so gross ist, dass sie gar nichts zu verlieren haben: eben die, die man bei den arrivierten Arbeitern „Gesindel“ nennt. Der immer wiederholte Versuch, diesen Allerärmsten um ihres Zornes willen Schuld aufzubürden, muss den auserwählten Leisetretern einmal deutlich als feige Gemeinheit angestrichen werden. Die ungeheure Rohheit, die in Wien Militär gegen notleidende Landsleute ausrücken liess, wird fast noch überboten von der Kläglichkeit der „Volksführer“, die aus der Teuerung des Landes politische Geschäfte herauschlagen wollten.

---

**Mainz.** Die Luft riecht noch nach dem Katholikentag, und schon füllt sie sich wieder mit dem Odeur betriebsamer Polizei Sittlichkeit. Im Prozess Hirsch sind reizende Dinge zutage getreten. Der Mainzer Polizei kam es eines Tages so vor, als ob manche Männer und manche Mädchen der guten Stadt ohne behördliche Sanktionierung liebevolles Entgegenkommen gegeneinander betätigten. Da musste etwas geschehen, und man überliess die Ausmistung des Augiasstalles dem zarten Takt einer sittenstrengen Dame (für die der „Vorwärts“ begeisterten Lobessabber ausschleimt). Junge

Mädchen wurden zu ihr aufs Amt befohlen und nach dem Intimsten ihres Lebenswandels befragt. Körperliche Untersuchungen wurden vorgenommen, um festzustellen, ob die behauptete Intaktheit des Hymens überall stimme. Den Damen, die den Trieben ihrer Jugend gefolgt waren, wurde das Kontrollbuch angedroht. Lockspitzel mussten die Charakterfestigkeit allein spazierender Fräuleins auf der Strasse versuchen.. Dienstmädchen wurden ausgestattet, um Hebammen die Bereitwilligkeit, den Abtreibungsparagrafen zu verletzen, abzulisten. Die Polizeiassistentin war mit einem Idealismus bei der Sache, dass man im Zweifel ist, ob man ihren weiblichen Scharfblick oder ihre Weltfremdheit mehr bewundern soll. Der Staatsanwalt aber erhob gegen den Redakteur, der diese Dinge unschön fand, Anklage und beantragte eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und 8 Monaten. — Ist es nicht hanebüchlich, dass der Aberglaube von der ethischen Bedeutung der Virginität immer noch Menschen mit eigenem Verantwortungsgefühl behördlich belästigen darf? Ist es nicht grotesk, dass junge Damen, die mit Männern, die sie lieben, Verhältnisse haben, vor öffentlichem Gericht als minderwertigen Charakters behandelt werden dürfen? Ist es nicht unwahrscheinlich, dass es bei den Menschen heutzutage als unsittlich gilt, wenn liebende Menschen einander Liebes tun? Wird nie die Zeit kommen, wo man einsehen wird, dass die Geschlechtlichkeit der Menschen erst in der Vorstellung Fremder unanständig wird? Es ist arg bestellt mit der Moral der Moralischen.

---

**München.** München ist eine wunderschöne Stadt in Mitteleuropa. Das Volk lebt friedlich vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Um 3 Uhr kommt der Schutzmann und schickt es zu Bett. Für Bagrows und Stolypins ist hier kein Boden, und als Teuerung wird es nur empfunden, wenn einmal das Bier im Preise steigt. Dass sich aber die Sittenpolizei um die Erotik der Zeitgenossen kümmert, kommt niemals vor. I bewahre! — — Freundlich lächelt die Kolossalstatue der Bavaria und segnend schwebt die Weisswurst in ihrer Hand über dem festlichen Gewoge der Oktoberwiese.

---

## Korrespondenz.

= = = = = Diesem Hefte hegt ein Flugblatt des „Sozialistischen Bundes“ bei. Es geht um Dinge, die für die Gestaltung der Gesellschaft überaus wichtig sind. Die vorläufige Beilegung des Marokko-Handels täusche keinen über die Gespanntheit der Situation. Das italienische Tripolis-Abenteuer ist eine neue Warnung für das arbeitende Volk, auf der Hut zu sein. Dass die Sozialdemokratie nicht die geeignete Macht ist, von der freiheitliche Wandlungen zu erhoffen wären, haben die letzten 40 Jahre evident gezeigt und die letzten Wochen dick unterstrichen. Wer sich unter den Lesern des „Kain“ für die Anregung der Gruppe „Arbeit“ des Sozialistischen Bundes interessiert, setze sich mit mir in Verbindung.

München, Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

**KAIN, Heft 5.** Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

**;KAIN, Heft 6.** Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Wedekind. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

**Preßrelationsbureau „hanfa“**  
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ◆ holsteiner Ufer 7 ◆  
Inh.: Jng. M. Krause  
liefert alle Nachrichten über  
**Kunst, Literatur, Wissenschaft**  
schnell — vollständig — preiswert.

---

Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.  
Vorzügliche Organisation!

Bitte hier abzutrennen.

**Bücherzettel.**

Mit  
3 Pfennig  
zu  
frankieren.

**An**

von  
**Erich Mühsam**

==== erschienen folgende Bücher. ====

**Die Wüste.** Gedichte. 1904. M. 2.40.

**Der Krater.** Gedichte. 1909. M. 2.—

**Die Hochstapler.** Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den  
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift  
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-  
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.\*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.\*)

Genau e Adresse:

Name:

.....  
\*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.